

五

Varina Walenda, 1988 in Heidelberg geboren, studierte Medizin in Marburg und lebt seit 2014 in Berlin. Walenda arbeitet als Assistenzärztin in der Psychiatrie. Außerdem ist sie medienübergreifend künstlerisch tätig und dabei inspiriert vom breiten Spektrum der menschlichen Existenz, dem sie täglich begegnet. *Dopamin & Pseudorennen* ist ihr Debütroman.

VARINA
WALENDA

DOPAMIN
UND ROMAN
PSEUDO-
RETTEN

BÜCHERGILDE GUTENBERG

Lizenzausgabe für die Mitglieder
der Büchergilde Gutenberg Verlagsges. mbH,
Frankfurt am Main, Wien und Zürich
www.buechergilde.de

Mit freundlicher Genehmigung
des Verlags Voland & Quist, Berlin und Dresden
© Verlag Voland & Quist GmbH, Berlin und Dresden 2023

Lektorat: Tino Schlench
Korrektorat: Kristina Wengorz
Satz: Fred Uhde
Einbandgestaltung: Clara Scheffler,
unter Verwendung des Motivs »Mattress out of Place«
von Luca Japkinas (japkinasluca.de)
Druck und Bindung: cP1 books GmbH, Leck
Printed in Germany 2024
ISBN 978-3-7632-7574-8

danach

Der akustische Fingerabdruck der Großstadt: Verkehrs- und Baulärm und sich mit der Entfernung verfremdendes Sirenengeheul. Das alles ist als Erstes da. Dann die Schmerzen. Als wären alle meine Rippen gebrochen.

Ich atme flach. Wenn ich zu tief einatme, platzen die Nähte auf. So fühlt es sich an. Die Lider halte ich erst mal geschlossen. Ich will den Prozess des Erwachens in die Länge ziehen. Wie einen guten Orgasmus. In meiner Scheitelgend fängt es zu prickeln an wie ASMR.

Trotz geschlossener Lider liefert mir meine Netzhaut ein Bild. Ein orangerotes Flimmern. Als ob man direkt in die Sonne guckt. Vitamin-D-Synthese im Livestream.

Mit den Handflächen taste ich meinen Oberkörper ab. Ich rede mir ein, dass ich nicht enttäuscht sein darf. Dass der Verband dick ist und es Wochen dauern wird, bis die Schwellung ganz zurückgegangen ist.

Doch da, wo vorher 75B war, ist: nichts. Ich grinse vor mich hin, ins Nichts, und halte die Augen geschlossen. Ich lasse meine Handflächen in dem neu entstandenen Raum ruhen. Zwischen meiner Körperoberfläche und der Luft. Da ist auf einmal Freiheit.

Ich bleibe beim Tastsinn. Er hat mir bisher Glück gebracht. Ich fahre mit den Handflächen über die Matratze. Meine Fingerspitzen berühren einen Stoß Papiere. Mir fällt der Arztbrief wieder ein. Darin steht tippfehlergespickt und in kurzen Sätzen,

wie meine Mastektomie verlaufen ist. Das deutsche Wort dafür ist Brustamputation. Aber das klingt nach Verstümmelung, nach Krüppel. Ich bin kein Krüppel. Bei aller Liebe beziehungsweise all dem Selbsthass. Der jetzt vorbei ist. Alles wird anders.

Dann endlich blinzele ich in das Orangerot. Mein Zimmer steht in Flammen. So sieht es im ersten Moment aus. Die Sonne wird von den Fensterscheiben des gegenüberliegenden Wohnblocks an meine Wände reflektiert.

Die U-Bahn brettet heran. Berlin, U-Bahn-Station Kottbusser Tor, da wohne ich. Am Nabel der Welt. Der perfekte Ort für meine Wiedergeburt.

davor

1

Die Vorfreude fällt in sich zusammen, als ich zu Mama in den Corsa steige. Darauf, meine Eltern zu sehen, zu Hause zu sein, auf Weihnachten allgemein. Alles, was ich mir so schön ausgemalt habe, wird von der Realität überblendet. Schwäbischer Dialekt, Anfahren im zweiten Gang, Milchgestank. Letzterer kommt vom Kaba, den ich als Kind mal auf dem Beifahrersitz verschüttet habe. Von der Schokolade riecht man nichts mehr. Ich würde meiner Mutter gerne erklären, dass es ungesund und pervers ist, Milch zu trinken, und tausend weitere Sachen. Dass sie mich nicht Jana nennen soll zum Beispiel. Aber sag das mal meiner Mutter. Sie hat den Namen schließlich ausgesucht.

Im ICE war die Vorfreude noch da, zumindest ein Abklatsch davon. Mehr bekomme ich derzeit nicht zustande. Die vorbeiziehenden Felder, Windräder und Wälder haben das Maximum an positiver Emotion aus meinem Gehirn herausgeholt. Haben Erinnerungen an Momente heraufbeschworen, die vielleicht so gar nie stattgefunden haben. Jemand hat mir mal gesagt, dass man die Erinnerung beim Erinnern jedes Mal verfälscht. Sie wird dann wie die Kopie einer Kopie immer verschwommener. Bis man sehr viel Fantasie braucht, um noch etwas zu erkennen.

»Ich hab die Heizung im kleinen Bad schon mal für dich angemacht«, sagt Mama, als wir in unsere Straße abbiegen. Fehlt nur, dass sie dabei zwinkert.

Sie will immer unter Beweis stellen, wie gut sie mich kennt. Aus irgendeinem Grund macht mich das wütend. Meine Psychologin sagt, Wut ist eigentlich Schmerz. Also spüre ich nach, wo es gerade wehtut. So dreieinhalb Zentimeter oberhalb des Bauchnabels vielleicht. Wo man einen Schlag in die Magengrube hinsetzen würde.

Mach dich locker!, denke ich, aber ich darf mich nicht von warmen Badezimmern, weichgespülten Handtüchern und sonstigem Elternzauber einlullen lassen. Sonst verliere ich den Faden. Aus dem ich mir eine neue Identität zu stricken versuche.

»Danke!«, sage ich. Und dieses »Danke« kostet mich beinahe mein Leben.

Die Nachbarn drücken sich alibimäßig im Vorgarten herum und wollen wissen, wie es in Berlin so ist. Ich bin betont unisex gekleidet. Es gibt außer hierzulande unmodischen Levi's 501 nichts zu glotzen.

»Ganz okay«, sage ich und ignoriere dabei Mamas Blick und den Blick der Nachbarn zu Mama zurück.

Man möchte schreien: »Get a life!«, aber man geht brav und angepasst ins Haus.

Die Duftmarke des Weggehens und dann nie Wiederkommens hängt in der Luft. Das kleine Bad wird nicht mehr genutzt. Ein Atavismus im verwinkelten Landhaus meiner Eltern. Wie die überzähligen Brustwarzen, die kein Mensch braucht. Mein Bruder Marcel und ich sind irgendwann gegangen. Erst er, dann ich. So war das schon immer bei uns. Er ist mir immer einen Schritt voraus, und ich hinke hinterher. Meine Eltern haben das große Bad renoviert und kacken jetzt stilvoll auf einem Villeroy-&-Boch-Hängeklo.

Mein Bruder hat mal gesagt, zwei Badezimmer seien die Raum gewordene Dekadenz; unsere Eltern sollten Flüchtlinge

aufnehmen. Aber nur, weil er damals mit einer von der Antifa geschlafen hat. Ich bin froh, dass meine Eltern das niemals machen werden, auch wenn ich ihm damals heftig zugestimmt habe. Denn dann wäre der Rückweg endgültig abgeschnitten. Dann würde eine vielköpfige Familie im kleinen Bad baden und sich den Staub von irgendeiner strapaziösen Flucht abwaschen.

Aber im kleinen Bad sind schon genug Tränen geflossen. Wegen unerwiderter Liebe und wegen meinem Körper. Dem ich schon frühzeitig den Krieg erklärt habe. Ein zäher Stellungskrieg, der bis heute andauert.

Wenn sich das Muffige gelegt hat, riecht man Lenor-Weichspüler. Stirb, Umwelt! Vom Handtuch über der Heizung, die meine Mutter schon mal angemacht hat. Für mich.

Ich schließe ab, drehe das Wasser voll auf und setze mich auf den Wannенrand. Reflexhaft fange ich an zu weinen. Es ist beinahe grotesk. Ich im kleinen Bad, Lenor, Wasserhahn und Tränenhahn auf.

Erst als der lange Spiegel komplett beschlagen ist, ziehe ich meine Sachen aus. Hinter dem dünnen Film aus Wasserdampf bin ich sicher. Meine milchige Silhouette könnte alles und jeder sein. Ich pose ein bisschen. Stelle mir vor, dass sich das Bild gleich zu dem morphet, was ich sehen mag.

Die Wassertemperatur ist gerade noch erträglich. Die unter Wasser befindlichen Körperteile sind nach kurzer Zeit krebsrot. Eine mit dem Wasserspiegel gezogene Trennlinie zwischen Rot und Weiß. Richtig weiß, nicht wie weiße Hautfarbe, sondern eine Winterhaut, die auch im Sommer kein Licht abbekommt. Ich freue mich auf den Schwindel und die Mattigkeit, die auf mein überhitztes Bad folgen werden. Kreislaufkollaps de luxe. Und auf das vorgewärmte Handtuch.

Beim Abtrocknen beschließe ich, den Schwindel durch eine Zigarette zu eskalieren. Meine feuchten Haare stopfe ich unter eine Mütze und gehe ein Stück den Fahrradweg hinter dem Haus entlang.

Zu Hause bei uns wird nicht geraucht. Allenfalls heimlich. Mein Bruder, Papa und ich. Damit Mama sich einbilden kann, in einem Nichtraucherhaushalt zu leben. Damit sie das dazuschreiben kann, wenn sie Hausrat auf eBay Kleinanzeigen vertickt.

Es ist der 23. Dezember, und für einen Radweg in einem beliebigen Dorf in Schwaben ist dieser hier verdammt stark von Hipstern frequentiert. Einer, mit dem ich vielleicht mal in die Grundschule gegangen bin, läuft mit seinen Eltern vorbei. Wir nicken uns zu. Er trägt Vollbart und über die Hosenbeine gekremelte weiße Tennissocken. Sie wollen sagen: »Ich gehöre hier nicht mehr her. Seht, ich bin jetzt in der großen Stadt.«

Mein zielloser Spaziergang endet am Spielplatz. Ziellos, weil der Weg tatsächlich nirgendwo hinführt. In die eine Richtung fasert er halbherzig im Wohngebiet aus. In die andere Richtung kommt lange nichts und dann ein Acker.

Hinter einer kleinen Mauer zwischen Spielplatz und Bach habe ich damals mit Marcel die erste Zigarette geraucht.

Ich zwänge mich durchs Gebüsch und lehne mich an die Mauerrückseite. Inzwischen muss ich mich ducken, damit man meine schwarze Mützenkuppel vom Spielplatz aus nicht sehen kann. Ich zünde mir eine an und habe kurz wirklich Angst, erwischt zu werden. Wie früher, wie immer.

Ich bin ein Zeitreisender in die eigene Vergangenheit. Gott, wie pathetisch. Ich rauche und starre auf den Bach, der mir früher rauschender vorkam. Genau wie das Weihnachtsfest.

Als ich zurückkomme, riecht es nach Nudeln und Kindheit. Ich stelle meine Plateaustiefel ins Regal und schlüpfe in meine alten

Hausschuhe. Hausschuhe sind peinlich, aber sie sind auch so furchtbar bequem. Viel besser, als in einer ausgekühlten Altbauwohnung barfuß in Essensreste zu treten. Sie waren mal blau, jetzt sind sie mehr so anthrazit.

Komisch, dass alles, was alt wird, grau wird. Wie Papas Haare. Mama wiederum färbt. Ihr grauer Ansatz wird seit Jahrzehnten unter Mahagoni 30 begraben.

*

Am nächsten Tag kommt mein Bruder. Ich hole ihn abends mit dem Corsa ab, den ich dreimal abwürge. Es ist schon dunkel, eigentlich wäre jetzt Kirche. Der hat vielleicht Nerven! Er habe noch ein Shooting gehabt, sagt er.

Obwohl er mir sehr ähnlich sieht, ist er das Model, und ich bin einfach nur komisch. Ich beneide ihn, weil er der Jüngere ist und aus vielen anderen Gründen auch. Dass er sein Jurastudium auf die Kette kriegt zum Beispiel.

»Und bei dir so?«, fragt er.

»Nix«, sage ich.

»Cool«, sagt er, und ich weiß, dass er das ernst meint.

In seiner Welt erleben alle die krassesten Sachen und werden nie müde, damit zu prahlen. Außerdem hat Marcel diesen Hang zur schonungslosen Ehrlichkeit. Bis hierhin hat der ihn weit gebracht.

Es gibt unserem Vegetarismus zum Trotz Gänsekeule. Später bekommen wir beide ein Buch mit einem Zweihundert-Euro-Schein zwischen den Seiten. Ich habe den dringend nötig, mein Bruder nicht. Das Buch werde ich ins Regal zu den anderen Büchern stellen, die meine Mutter mir Jahr für Jahr schenkt und von denen ich keins je gelesen habe.

Diesmal bekomme ich *Anleitung zum Unglücklichsein* von Paul Watzlawick. Beinahe das perfekte Geschenk. Mein Bruder kriegt was von Herrndorf. Da ist er wieder, der Neid. Obwohl ich es sowieso nicht lesen würde.

Am zweiten Weihnachtsfeiertag fährt Mama ihn und mich zum Bahnhof. Ich muss hinten sitzen, weil er die längeren Beine hat. Zum Abschied schenkt er mir natürlich sein Buch. Ich stecke es in meine Manteltasche. Er habe es schon gelesen, sagt er.

2

Nach dem zweiten Akt helfe ich der weiblichen Hauptrolle aus dem apricotfarbenen Frottee-Bademantel. Es muss schnell gehen. Schon wenige Augenblicke später hat sie im Cocktailkleid auf der Bühne zu erscheinen.

Ich versuche zu ignorieren, was von den Proben von *Lost Generation II* in die Backstage dringt. Dahin, wo sich mein Job abspielt. Abseits des Rampenlichts.

»Du bleichst dir die Vagina?«

»Nein, nur das Arschloch.«

»Du bleichst dir das Arschloch?«

»Nein, ich lasse es mir von einer Chinesin bleichen.«

Am Theater ist alles sexuell aufgeladen. Moderne Stücke sind am schlimmsten. Sie wollen provokant sein, sind aber nur -istisch. Eine fragwürdige Mischung aus sexistisch und rassistisch.

Mein Bruder hat mir den Job besorgt. Ihn mit den Worten angepriesen, dass es nur ein Job sei. Man brauche dabei nicht mit Hirnschmalz zu kleckern.

Danke an dieser Stelle. Danke für nichts.

Ein Gefühl überkommt mich, als wenn sich jemand von hinten anschleicht und dir gleich eins über den Kopf zieht. Kurz bevor der Baseballschläger die Schädeldecke zertrümmert, merkt man was. Einen Luftzug. Oder irgendwas Unterbewusstes.

Ich fahre herum, aber da ist kein Baseballschläger und auch sonst niemand. Ich bin allein, sitze da und passe auf die Kostüme auf, das

ist nämlich der Job. Er ist sinnlos, da sowieso alle ihre Kostüme anhaben. Bis auf das Kleid. Es kommt erst später zum Einsatz.

Aber ich muss auch da sein, falls irgendetwas reißt. Dann der Kostümbildnerin Bescheid sagen. Weil Nähen kann ich natürlich nicht. Ich habe überhaupt keine Qualifikationen. Außer vielleicht Sitzfleisch.

Nachdem der Vorhang gefallen ist, muss ich das Kleid auftrennen, weil die Kostümbildnerin die Hauptdarstellerin jedes Mal aufs Neue darin einnäht. Ich frage lieber nicht, wieso es keinen Reißverschluss hat.

Einen weiteren Kostümwechsel gibt es in dem Stück nicht. Gut so, dann habe ich mehr Zeit, am Handy zu daddeln.

Das Gefühl ist noch da. Trotz vier Level Candy Crush. Ich wundere mich kurz, versuche halbherzig, es abzuschütteln, aber es bleibt. Und wenn schon, unangenehme Gefühle in allen Variationen sind für mich nichts Neues.

Um mich abzulenken, öffne ich meine Dating-App. Das Handy habe ich ohnehin in der Hand, die ganze Zeit schon, weil ich ja nichts zu tun habe. Ich versuche, die Schauspieler zu ignorieren, die vorne schauspielern. Mein Gott.

Schickse kommt nach hinten, die in Wirklichkeit Carla heißt – oder Sophia. Ihr Gesicht glänzt, trotz Puder, trotz Maske in jeder Pause. Von der gespielten Ekstase und den Scheinwerfern.

In dem Stück ist sie gerade aufs Klo gegangen. Die Bühne ist die Wohnung irgendeines Mittdreißigers. Wenn ich nicht auf mein Handy starren würde, könnte ich seitlich aufs Bühnenbild sehen. Ein gläserner Aschenbecher steht in der Mitte auf dem Couchtisch. Eine meiner ersten Aufgaben war es, ihn auf einem Antik-Trödelmarkt in Mitte aufzutreiben. Es ist ein richtiger Drinnen-Aschenbecher. Undenkbar auf Balkonen oder Terrassen. Am Schluss wird Samuel damit erschlagen.

Ich bin mal wieder froh, dass ich auf Frauen stehe. Ganz generell bin ich froh darüber, aber vor allem bin ich froh, dass ich mit Männern Mitte dreißig nichts zu tun haben muss. Außer dass ich Samuels unerträglich leiernde Stimme bis in die Backstage hören muss. Wie gesagt.

Würde ich auf Männer stehen, würde ich diese Kohorte aussparen. Die sind lückenlos Arschlöcher. Samuel selbst und seine Rolle sind keine Ausnahmen. Eigentlich spielt er sich selbst. Er ist ein wahnsinnig schlechter Schauspieler, aber das bekommt er hin.

Cis-Männer Mitte dreißig denken, sie seien jung und ihnen liege die Welt zu Füßen. Die ruhen sich auf ihren Hodensäcken aus, weil sie das können. Rein biologisch. Vor meinen Plateaustiefeln wird nie, weder im übertragenen noch sonst einem Sinn, eine kleine mit Kontinenten bedruckte Kugel liegen. Da kann mein Passing noch so gut sein. Ich will auf keinen Fall so werden wie die.

Manchmal habe ich Zweifel. Manchmal bin ich doch noch Jana. In irgendeiner Ecke oder Kante meiner Seele.

Schickse sieht hammer aus. Sie sieht immer so aus, da kann sie noch so stark transpirieren. Sie könnte einen Müllsack anhaben und würde immer noch fantastisch aussehen. Sie ist Anfang dreißig und fängt langsam mit dem Botox an.

Die Hauptrolle an Samuels Seite hat sie nur bekommen, weil sich die jüngere, ursprüngliche Besetzung das Bein gebrochen hat. Aber nicht, dass man jetzt auf falsche Gedanken kommt. Für ein Stück wie *Lost Generation II* würde sich das nicht lohnen. Da wäre sie schön blöd, dafür die Konkurrenz die Treppe runterzuschubsen.

Carla oder Sophia wird abgepudert, sie wirft mir ein kurzes Grinsen zu. Es kann Mitleid bedeuten oder Höflichkeit. Es ist

am ehesten ein soziales Lächeln, das ihr verrutscht, weil ihr wieder einfällt, dass ich auf Frauen stehe, und sie keine falschen Signale senden will.

Ich lächle nicht zurück und schaue wieder auf mein Handy. Alle potenziellen Dates von der App kommen mir hässlicher vor als die verschwitzte Carla-Sophia. Für eine Art Realitätsabgleich wechsele ich auf mein eigenes Profil. Ich blättere durch die Bilder, die ich ja kenne. Die ich größtenteils vorm Spiegel oder mit Selbstausröser aufgenommen habe. Fotos, auf denen ich gut aussehe, aber nicht so gut, dass es Fake ist. Auf denen ich männlich aussehe, aber Raum für Spekulation bleibt. Auf denen meine Brust flach wirkt und alles ein bisschen so ist, wie es sein soll.

Während des dritten Akts rauche ich eine mit Kostüm-Irina. Es dauert noch, bis Schickse in das Cocktaillkleid gepresst werden muss, was mir von Tag zu Tag schwieriger erscheint. Dabei muss ich furchtbar aufpassen die lindgrünen Applikationen nicht zu zerstören.

»Hab ich 'n paar Zentimeter enger gemacht«, sagt Irina, »damit die denkt, sie ist fetter geworden.«

Offenbar teilen wir den Hass auf attraktive Menschen. Oder den Neid. Oder was auch immer es sein soll.

Wir stehen draußen, was ich streng genommen nicht darf, weil ich ja aufpassen muss, damit Kostüm-Irina rauchen kann. Wenn jetzt irgendetwas reißt und ich nicht auf meiner Position bin, werde ich gefeuert. Oder wir beide.

Der Innenhof des Theaters ist eine Oase aus Beton. Es gibt keine Pflanzen und auch sonst nichts, was lebt. Es gibt nur einen Aschenbecher. Theaterleute rauchen wahnsinnig viel. Gegen den Stress und den Hunger.

Für März ist es sonnig und mild, aber davon kriegt man in dem Hof nichts mit, und es ist mir auch scheißegal. Ich rauche gegen die Langeweile und denke darüber nach, was ich auf Irinas